

Mutations et reconversions des espaces de production (XVIII^e–XXI^e siècle), Aix-en-Provence (UMR TELEMME) 124 p. (Rives méditerranéennes, 38-2011), ISSN 2103-4001, EUR 13,00.

rezensiert von/compte rendu rédigé par
Peter Voss, Luxemburg

Die Konversion gewerblich oder industriell genutzter Anlagen und Flächen stellt eine Herausforderung für fast alle modernen Gesellschaften dar, die sich im Übergangsprozess von Industrie- zu Dienstleistungsgesellschaften befinden, nicht nur in Südeuropa. Der Band 38 der »Rives méditerranéennes« versammelt sechs Studien, die aus historischer, kunsthistorischer und geographischer Perspektive den Wandel südfranzösischer, italienischer und katalanischer Landstriche in Produktionslandschaften – und zurück – verfolgen. In vier Fällen handelt es sich dabei um Verlufterfahrungen. Die nur noch in Nischen existierende Tuchindustrie des französischen Pyrenäenvorlandes ist genauso vergangen wie die katalanische Baumwollindustrie der *colonias*. Das industrielle Erbe Neapels wurde in ein Messegelände mit Hotels und Yachthafen umgewandelt, eine der ehemals größten Tabakmanufakturen Frankreichs in Marseille in ein Kulturzentrum. Nicht selten herrscht Ratlosigkeit angesichts der sprichwörtlich in der Landschaft herumstehenden, ungenutzten und zum Teil auch nicht nutzbaren Gewerbegebäude und im Regelfall hilft die öffentliche Hand bei der Finanzierung von Konversions-Projekten, deren ökonomischer Erfolg meist nicht absehbar ist.

Zwei Studien beschreiben die umgekehrte Entwicklung: die Umwandlung vormals »unfruchtbarer« Landstriche in agrarische Produktionsräume. Als Folge von Trockenlegung und Aufforstung konnten ab den 1870er Jahren in der ehemals unwirtlichen *Double* zumindest Waldwirtschaft und Viehhaltung betrieben werden, wenn auch auf sehr bescheidenem Niveau. Etwa zur gleichen Zeit begann man mit der Umwandlung des nicht weniger öden Küstenstreifens des Bas-Languedoc in ein Produktionsgebiet von Qualitätsweinen.

In der Gegenüberstellung zweier proto-industrieller Gewerberegionen in den nördlichen Pyrenäen, dem Comminges und dem Pays d’Olmes, untersucht Jean-Michel Minovez (»Conflicts et coopération dans la structuration et la déstructuration des territoires de l’industrie du Midi, XVIII^e–XX^e siècles) die Interaktion sozialer und ökonomischer Akteure im geographischen Raum.

Im 18. Jahrhundert beschränkte sich das Tuchgewerbe im Comminges auf die Massenproduktion einfacher Stoffe, die im Kaufsystem organisiert war. Die Kaufleute von Saint-Gaudens begnügten sich mit dem Handel und griffen kaum in die Produktion ein. Ein Überangebot an billigen Arbeitskräften, die sich aus dem Reservoir der auf Nebenerwerb angewiesenen Kleinbauern und Tagelöhner rekrutierten, verhinderte überfällige Innovationen. Mit archaischer Technik wurde jahrzehntelang ein- und dasselbe Produkt niederer Qualität hergestellt, das sich anfangs des 19. Jahrhunderts jedoch zusehends als unverkäuflich erweisen sollte und den Niedergang des Tuchgewerbes herbeiführte.

Im Vergleich zum Comminges war die Lage im Pays d’Olmes stärker durch Markt- und

Konkurrenzverhältnisse geprägt. Wie ihre Kollegen im Comminges investierten auch die *négociants-fabricants* des Pays d'Olmes ihre Gewinne mit Vorliebe in Renten und Landbesitz, zeichneten sich insgesamt jedoch durch einen größeren Unternehmensgeist in Produktion und Vertrieb aus. Aufgrund einer geringen Bevölkerungsdichte herrschte latenter Facharbeitermangel, dem von Unternehmerseite mit höheren Löhnen, Wettbewerb, Spezialisierung, Rationalisierung und Qualitätsinnovationen begegnet wurde. Diese Strategie verhinderte zwar nicht harte Arbeitskämpfe mit einer frühzeitig organisierten Arbeiterschaft, gewährleistete aber, dass das Pays d'Olmes bis zum Ende des 20. Jahrhunderts das größte französische Kammgarnweberei-Zentrum im Bekleidungsbereich bleiben sollte.

Nicht die Vermeidung von Arbeitskämpfen, wie oft gemutmaßt worden ist, war der Beweggrund für katalanische Textilunternehmer Ende des 19. Jahrhunderts Baumwollspinnereien und -webereien im Hinterland von Barcelona zu gründen, sondern die Nähe zu preisgünstiger Wasserkraft. Zwischen 1880 und 1900 wurden insgesamt 110 sogenannte *Colonias* (10 im Minen- und 100 im Baumwollbereich) entlang der Flussläufe von Ter, Llobregat und Segre errichtet (Gracia Dorel-Ferré: »Les colonies industrielles catalanes, un patrimoine exceptionnel mais encombrant«).

Die im einheitlichen Stil gebauten, jedoch jeweils ganz unterschiedlichen *colonias* – kein Geringerer als Antoni Gaudi, z. B., entwarf die Kapelle und das Haupthaus der *colonia* Guëll – bestanden aus Produktionsstätten, Arbeitersiedlungen, Direktorenvilla und Kirche und wurden im Durchschnitt von 500 Menschen bewohnt. Die *colonia* Sedo d'Esparreguera, die größte ihrer Art, beherbergte 1895 1500 Bewohner. Die *colonias* überlebten bis zum Ende der Franco-Diktatur, konnten sich jedoch nach der Öffnung Spaniens 1975 am Weltmarkt nicht behaupten. Fast alle sind noch heute bewohnt, da die Wohnungen bei der Schließung der Fabriken an die Arbeiter verkauft wurden, befinden sich jedoch insgesamt gesehen in einem mehr oder weniger fortgeschrittenen Zustand des Verfalls. Versuche, diese beispiellose Industrielandschaft etwa nach dem Vorbild des »Emscher Parks« umzugestalten, können als gescheitert betrachtet werden. Abgesehen von vereinzelt, lokalen Initiativen ist in Anbetracht leerer Kassen unsicher, was mit diesen Industriedenkmalern geschehen soll. Es ist jedoch absehbar, dass zumindest die im Großraum Barcelona gelegenen *colonias* langfristig in Sozialbausiedlungen umgewandelt werden.

In Marseille wurde im Vergleich dazu die Konversion der mit 120 000 m² größten innerstädtischen Industriebranche Frankreichs gezielt angegangen. Nach der Schließung der SEITA-Tabakmanufaktur im Viertel La Belle de Mai 1990 wartete die Stadtverwaltung nicht das übliche Verfahren der Besetzung der leeren Gebäude durch Künstler und anschließende langwierige Verhandlungen ab, sondern beauftragte zwei in Marseille etablierte Intendanten und Kulturmanager mit der Gründung eines Kulturzentrums, das sich dem Theater, dem Tanz und der elektronischen Musik widmen sollte (Boris Grésillon: »La reconversion d'un espace productif au cœur d'une métropole: l'exemple de la Friche de la Belle de Mai à Marseille«).

Mit dieser Initiative sollte dem traditionell bescheidenen Kulturleben der großen Hafen- und Handelsstadt ein neuer Impuls gegeben werden. Bereits 1992 öffnete die Friche de la Belle de Mai.

Heute realisiert das Zentrum mit 500 Angestellten, 400 ansässigen Künstlern und einem Budget von zwei Millionen Euro etwa 500 Veranstaltungen im Jahr, darunter 180 internationale Koproduktionen. Der Erfolg der Friche in der nationalen und internationalen Kulturszene ist nicht von der Hand zu weisen und mitverantwortlich dafür, dass Marseille 2013 den Titel der europäischen Kulturhauptstadt tragen wird. Problematisch erweist sich jedoch auch noch im 20. Jahr ihres Bestehens die Integration der »forteresse« in das Stadtviertel, da die Friche die verloren gegangenen Industriearbeitsplätze nicht ersetzen kann. Ein besonderes Problem besteht darin, dass die mit öffentlichen Mitteln großzügig unterstützte Einrichtung in einen immer größeren Gegensatz zu dem zusehends verwahrlosten Stadtteil gerät.

Den heutigen Leser wird vielleicht überraschen, dass Neapel zwar niemals eine Industriestadt im eigentlichen Sinne gewesen ist, jedoch in der Wirtschaftsstruktur und im Stadtbild entscheidend durch die Industrie (Stahlwerke, Raffinerien, chemische Industrie und Mühlenindustrie) geprägt wurde, und dass die Hauptstadt des Mezzogiorno um 1900 als die in hygienischer Hinsicht fortschrittlichste Stadt Italiens galt (Roberto Parisi: »L'usine, l'espace et la ville à Naples dans une perspective historique: installation, réemploi, délocalisation«). In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden das nach dem Vorbild englischer Arbeitshäuser konzipierte städtische Hospital und die imposanten Getreidemühlen im Osten der Stadt errichtet. Ansonsten siedelten sich Gewerbe und Industrie in der Stadt dort an, wo Platz oder freie Gebäude – insbesondere aufgehobene Klöster – zur Verfügung standen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die gesundheitsschädliche Industrie in ein eigenes Industriegebiet verbannt. Infolge der weiteren Industrialisierung im Zeitraum 1920–1960 kam es hier jedoch erneut zu einem Nebeneinander von Industrie- und Wohnanlagen. Diese Mischung betrachtete man damals aber paradoxerweise – anders als zuvor in der Stadt – als gesunde Wirtschaftsstruktur und Indikator für Wohlstand und Wachstum. Nach der Schließung des Stahlwerks ILVA und weiterer Industrien erlebt Neapel heute erneut eine hygienische Kehrtwende, die durch eine Umwandlung der Industriebrachen für die Bedürfnisse der »grünen« Tourismus-Industrie gekennzeichnet ist.

Katastrophale hygienische Verhältnisse sorgten traditionell in der Double, einer Heide- und Sumpflandschaft in Südwestfrankreich, für extrem hohe Sterblichkeitsraten unter der am Existenzminimum lebenden Landbevölkerung. Örtlichen Honoratioren, meistens Ärzte, die zusätzlich politische Ämter innehatten, gelang es Mitte des 19. Jahrhunderts, die verantwortlichen staatlichen Stellen zum Einschreiten zu bewegen (Corinne Marache: »Modalités, processus et acteurs de la régénérescence de la forêt de la Double au XIX^e siècle«). In einem zähen, sich über Jahrzehnte hinziehenden Prozess wurden mit Hilfe der Ponts et Chaussées und des Service des Eaux et Forêts Straßen gebaut, Teiche trockengelegt, Land entwässert und aufgeforstet. Begleitet wurde dieses Programm durch die Ansiedlung von Trappisten zur Urbarmachung in Échourgnac – quasi nach mittelalterlichem Vorbild –, und durch die Gründung von Bauernverbänden, mit deren Hilfe moderne land- und forstwirtschaftliche Methoden Verbreitung fanden. Ab 1870 zeichneten sich erste Erfolge im Rückgang des Sumpffiebers und der Sterblichkeitsraten ab. Diese beruhten letztendlich aber mehr auf einer besseren Nutzung der vorhandenen natürlichen Ressourcen als auf einer wirklichen Umstellung oder Konversion der Landschaft. Trotz der gelungenen Sanierung sollte die Double aber bis zum

heutigen Tage ihr negatives Image behalten.

Nach der Phylloxera-Krise begannen im ausgehenden 19. Jahrhundert Kaufleute aus Marseille und die Compagnie des salins du Midi an der Küste des Bas-Languedoc und in der Camargue in den Weinbau zu investieren (Roland Courtot: »Les mutations du paysage agraire sur le littoral sableux de la petite Camargue aux XIX^e et XX^e siècles«). Nach wissenschaftlichen Methoden wurden in dem Küstenöndland Weinberge angelegt. Die Bearbeitung wurde frühzeitig mechanisiert, blieb allerdings in Form von Saisonarbeit traditionell organisiert.

Diese Bewirtschaftung verband sich mit der Herstellung von Qualitätsweinen. Dies war die Voraussetzung dafür, dass die *vins de pays des Sables* um Listel und Montcalm, die durch Überproduktion einfacher Tafelweine und garantierte staatliche Abnahmepreise verursachte Weinkrise des Languedoc der 1960er Jahre, die strukturell jedoch bereits Anfang des 20. Jahrhunderts angelegt worden war, überlebten. In Verbindung mit dem Tourismus trägt der Qualitätsweinbau heute zu einer wirtschaftlichen Schwerpunktverlagerung an die Küste bei. Die traditionelle Gewichtung der Topographie des Bas-Languedoc (Ebene – Vorland des Zentralmassivs – Küste) hat sich mittlerweile verschoben. Hinter den urbanisierten Ebenen rangiert das Küstenland heute in punkto Wirtschaftskraft an zweiter Stelle, während das Vorland des Zentralmassivs zusehends ins Hintertreffen gerät.